

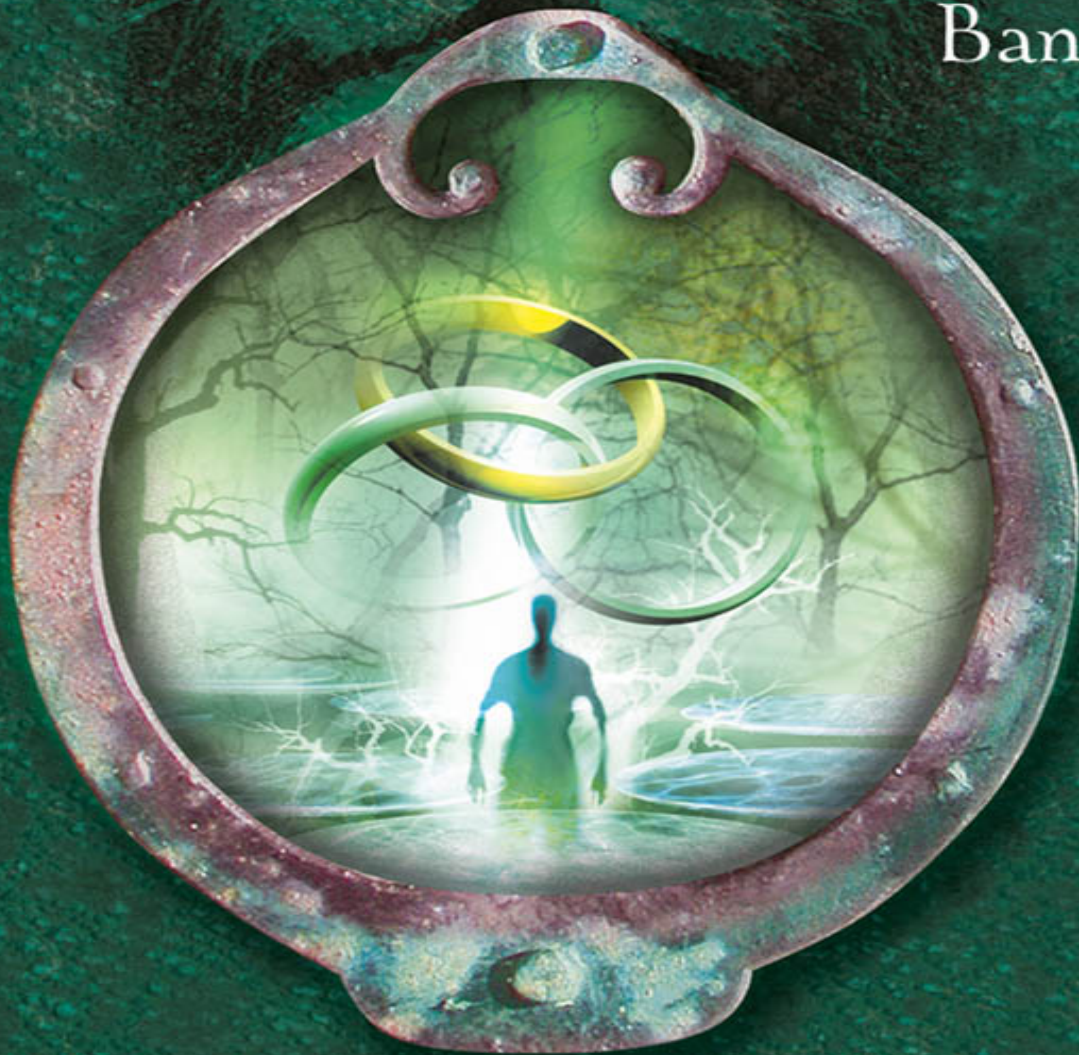
UEBERREUTER

C. S. Lewis

- DIE CHRONIKEN VON -

NARNIA

Band I



Das Wunder von Narnia

C. S. Lewis

Das Wunder von Narnia

Aus dem Englischen übersetzt von
Wolfgang Hohlbein und Christian Rendel

ueberreuter

Über dieses Buch

Das Abenteuer beginnt

NARNIA ... Heimat der sprechenden Tiere und einer bösen Zauberin ... wo Wunder geschehen und eine neue Welt geboren wird.

Um ein Leben zu retten, werden zwei Freunde auf eine gefährliche Reise geschickt – an einen Ort jenseits unserer Zeit, wo eine Hexe auf sie wartet. Doch dann erschafft der mächtige Löwe Aslan mit seinem Lied das Land Narnia. Und in Narnia ist nichts unmöglich ...

[... mehr von Narnia!](#)

Für Familie Kilmer

Inhalt

Die falsche Tür

Digory und sein Onkel

Der Wald zwischen den Welten

Die Glocke und der Hammer

Das Gramvolle Wort

Onkel Andrew gerät in Schwierigkeiten

Was vor der Haustür geschah

Der Kampf an der Straßenlaterne

Die Gründung Narnias

Der erste Witz und andere Angelegenheiten

Digory und sein Onkel in der Klemme

Strubbels Abenteuer

Ein unerwartetes Zusammentreffen

Der Baum wird gepflanzt

Das Ende dieser Geschichte und der Beginn aller
anderen

Die falsche Tür

Diese Geschichte handelt von Dingen, die sich vor langer Zeit zugetragen haben, als dein Großvater noch ein Kind war. Es ist eine sehr wichtige Geschichte, denn sie zeigt, wie all das Hin und Her zwischen unserer Welt und dem Lande Narnia seinen Anfang nahm.

In jener Zeit wohnte Mr Sherlock Holmes noch in der Baker Street, und in der Lewisham Road waren die Bastable-Kinder auf Schatzsuche. Als Junge musste man jeden Tag einen steifen Eton-Kragen tragen, und in der Schule war es meistens noch scheußlicher als heute. Aber das Essen schmeckte besser; und was die Süßigkeiten angeht, will ich dir gar nicht erst erzählen, wie billig und gut sie waren, sonst lief dir nur ganz umsonst das Wasser im Mund zusammen. Und in jenen Tagen wohnte in London ein Mädchen namens Polly Plummer.

Sie wohnte in einem von einer langen Reihe von Häusern, die alle miteinander verbunden waren. Eines Morgens, als sie gerade hinten im Garten war, kletterte aus dem Garten nebenan ein Junge an der Mauer empor und schaute herüber. Das überraschte Polly sehr, denn bisher hatten in jenem Haus nie Kinder gewohnt, sondern nur Mr Ketterley und Miss Ketterley, zwei Geschwister, die als alter Junggeselle und alte Jungfer dort zusammenlebten. Also schaute sie voller Neugier hinauf. Das Gesicht des fremden Jungen war sehr schmutzig. Es hätte kaum schmutziger sein

können, wenn er sich erst einmal die Hände mit Dreck eingerieben, dann ordentlich geweint und schließlich mit den Händen sein Gesicht abgetrocknet hätte. Tatsächlich war es auch ziemlich genauso gewesen.

»Hallo«, sagte Polly.

»Hallo«, sagte der Junge. »Wie heißt du?«

»Polly«, sagte Polly. »Und du?«

»Digory«, sagte der Junge.

»Das ist aber ein komischer Name!«, sagte Polly.

»Nicht halb so komisch wie Polly«, erwiderte Digory.

»Das stimmt überhaupt nicht«, sagte Polly.

»Klar stimmt es«, entgegnete Digory.

»Wenigstens wasche *ich* mir mein Gesicht«, sagte Polly.

»Das hättest du auch mal nötig; besonders wenn –«, und dann verstummte sie. Eigentlich hatte sie sagen wollen: »Wenn du geflennt hast«, aber dann fand sie das zu unhöflich.

»Na gut, habe ich halt geflennt«, sagte Digory mit viel lauterer Stimme, als wäre ihm vor lauter Unglück völlig egal, ob andere merkten, dass er geweint hatte. »Das würdest du auch«, fuhr er fort, »wenn du dein ganzes Leben auf dem Land gelebt hättest, mit einem Pony und einem Bach am Ende des Gartens, und man dich dann in so ein scheußliches Loch wie das hier verfrachten würde.«

»London ist kein Loch«, erwiderte Polly empört. Aber der Junge war zu aufgeregt, um auf sie zu achten, und er fuhr fort –

»Und wenn dein Vater weit weg in Indien wäre – und du bei einer Tante wohnen müsstest und einem Onkel, der verrückt ist (wer könnte das aushalten?) – und zwar deswegen, weil sie sich um deine Mutter kümmern würden – und wenn deine Mutter krank wäre und bald – bald – sterben müsste.« Dann verzog er ganz komisch das Gesicht, wie es

oft passiert, wenn man versucht, seine Tränen zu unterdrücken.

»Das wusste ich nicht. Tut mir leid«, sagte Polly beschämt. Und weil sie kaum wusste, was sie sagen sollte, und auch weil sie Digory gerne von seinem Kummer ablenken wollte, fragte sie:

»Ist Mr Ketterley wirklich verrückt?«

»Also, entweder ist er verrückt«, erwiderte Digory, »oder da geht irgendwas Geheimnisvolles vor sich. Er hat ein Arbeitszimmer im obersten Stockwerk, und Tante Letty sagt, dass ich es auf keinen Fall betreten darf. Da ist doch schon mal was faul, finde ich. Und dann noch etwas. Immer wenn er beim Essen etwas zu mir sagen will, schneidet sie ihm das Wort ab. Mit *ihr* versucht er gar nicht erst zu reden. Sie sagt dann: ›Bedränge den Jungen doch nicht, Andrew‹, oder ›Davon will Digory bestimmt nichts hören‹, oder ›Na, Digory, möchtest du nicht lieber draußen im Garten spielen gehen?‹«

»Was für Sachen will er dir denn sagen?«

»Keine Ahnung. Er kommt ja nie dazu. Aber das ist noch nicht alles. Ich könnte schwören, eines Abends – gestern Abend, genauer gesagt –, als ich auf dem Weg ins Bett am Fuß der Dachbodentreppe vorbeikam (und ich gehe gar nicht gern daran vorbei), da habe ich einen Schrei gehört.«

»Vielleicht hat er da oben eine verrückte Ehefrau eingesperrt.«

»Ja, daran habe ich auch schon gedacht.«

»Oder vielleicht ist er ein Falschmünzer.«

»Oder er könnte früher Pirat gewesen sein, so wie der Mann am Anfang von der *Schatzinsel*, und jetzt muss er sich immer vor seinen alten Schiffskameraden verstecken.«

»Ist das aufregend!«, sagte Polly. »Ich wusste gar nicht, dass euer Haus so interessant ist.«

»Du findest es vielleicht interessant«, sagte Digory. »Aber wenn du da schlafen müsstest, würde dir das auch nicht gefallen. Oder wie fändest du das, wach im Bett zu liegen und zu lauschen, ob Onkel Andrews Schritte durch den Flur zu deinem Zimmer geschlichen kommen? Und er hat so unheimliche Augen.«

So lernten Polly und Digory einander kennen; und da die Sommerferien gerade erst anfangen und keiner von ihnen in jenem Jahr ans Meer fuhr, trafen sie sich fast jeden Tag.

Ihre Abenteuer begannen hauptsächlich deshalb, weil es einer der feuchtesten und kältesten Sommer seit Jahren war. Also mussten sie sich im Haus beschäftigen; im Haus auf Kundschaft gehen sozusagen. Es ist erstaunlich, was es, mit einem Kerzenstummel ausgerüstet, in einem großen Haus oder gar in einer Häuserreihe alles zu entdecken gibt. Polly hatte schon vor langer Zeit herausgefunden, dass man durch eine bestimmte kleine Tür in der Rumpelkammer unterm Dach ihres Hauses zum Wasserspeicher kam, und dahinter gab es einen dunklen Raum, in den man gelangen konnte, wenn man vorsichtig hinüberkletterte. Der dunkle Raum war eine Art langer Tunnel zwischen einer Ziegelmauer auf der einen und der Dachschräge auf der anderen Seite. Durch kleine Spalten zwischen den Dachschindeln drang etwas Licht herein. Einen Fußboden hatte dieser Tunnel nicht; man musste von Balken zu Balken steigen, dazwischen war nur Putz. Ein falscher Tritt und man wäre durch die Decke in das Zimmer darunter gestürzt. Gleich neben dem Wasserspeicher hatte Polly sich eine Schmugglerhöhle eingerichtet. Sie hatte alte Kistenbretter und Sitzflächen von kaputten Küchenstühlen und dergleichen Dinge heraufgebracht und sie von Balken zu Balken gelegt, als Fußboden sozusagen. Hier bewahrte sie eine Geldkassette auf, die alle möglichen Schätze enthielt,

eine Geschichte, an der sie schrieb, und meistens auch ein paar Äpfel. Schon oft hatte sie hier oben in aller Stille eine Flasche Ingwerbier getrunken; durch die alten Flaschen sah es noch mehr wie eine Schmugglerhöhle aus.

Digory gefiel die Höhle (die Geschichte zeigte sie ihm nicht), aber noch mehr reizte es ihn, auf Entdeckungsreise zu gehen.

»Warte mal«, sagte er. »Wie weit geht eigentlich dieser Tunnel? Ich meine, hört er da auf, wo euer Haus zu Ende ist?«

»Nein«, sagte Polly. »Die Wände reichen nicht bis zum Dach. Er geht immer weiter. Wie lange, weiß ich nicht.«

»Dann könnten wir ja die ganze Häuserreihe entlanggehen.«

»Stimmt, könnten wir«, sagte Polly. »Und – oh!«

»Was?«

»Wir könnten in die anderen Häuser *hinein*.«

»Klar, und als Einbrecher verhaftet werden! Nein danke.«

»Schlaumeier. Ich dachte an das Haus hinter eurem.«

»Was ist damit?«

»Na, das steht doch leer. Papa sagt, es hat schon immer leer gestanden, seit wir hierher gezogen sind.«

»Dann sollten wir es uns mal ansehen, schätze ich«, sagte Digory. Er ließ sich nicht anmerken, wie aufgeregt er war. Denn natürlich kamen ihm, euch wäre es nicht anders gegangen, alle möglichen Gründe in den Sinn, warum das Haus schon so lange leer stand. Polly ging es ähnlich. Keiner von beiden sprach das Wort »Spuk« aus. Und beide hatten das Gefühl, nachdem der Vorschlag einmal gemacht war, wäre es feige gewesen, ihn nicht in die Tat umzusetzen.

»Sollen wir gleich hingehen und es versuchen?«, fragte Digory.

»Gut«, sagte Polly.

»Du musst nicht, wenn du lieber nicht willst«, sagte Digory.

»Ich bin dabei, wenn du dabei bist«, erwiderte sie.

»Wie merken wir, wann wir im übernächsten Haus sind?«

Sie beschlossen, zurück in die Rumpelkammer zu gehen und sie der Länge nach abzuschreiten, mit Schritten, die so groß waren wie der Abstand von einem Balken zum nächsten. Dadurch würden sie ungefähr herausbekommen, wie viele Balken zu einem Raum gehörten. Dann würden sie noch vier für den Durchgang zwischen den beiden Dachbodenräumen in Pollys Haus dazuzählen, und dann noch einmal für das Dienstmädchenzimmer genauso viele wie für die Rumpelkammer. Zusammen hätten sie dann die Länge des Hauses. Wenn sie diese Entfernung zweimal gegangen waren, hatten sie das Ende von Digorys Haus erreicht; jede Tür, die danach kam, musste sie auf den Dachboden des leeren Hauses führen.

»Allerdings glaube ich, dass es in Wirklichkeit gar nicht leer ist«, sagte Digory.

»Was denn sonst?«

»Ich schätze, irgendjemand wohnt heimlich dort und kommt nur nachts heraus, mit einer verdunkelten Laterne. Wahrscheinlich werden wir eine gefährliche Verbrecherbande aufspüren und eine Belohnung bekommen. Kein Haus steht jemals so lange leer, ohne dass ein Geheimnis dahintersteckt. Das wäre doch Quatsch.«

»Papa meint, es müssten wohl die Rohre sein«, sagte Polly.

»Pfft! Die Erwachsenen haben immer so langweilige Erklärungen für alles«, sagte Digory. Jetzt, wo sie sich bei Tageslicht in der Rumpelkammer unterhielten anstatt bei Kerzenlicht in der Schmugglerhöhle, kam es ihnen viel

weniger wahrscheinlich vor, dass es in dem leeren Haus spukte.

Nachdem sie die Dachstube abgeschritten hatten, mussten sie sich einen Bleistift holen und rechnen. Zuerst kamen die beiden zu verschiedenen Ergebnissen, und ich bin nicht ganz sicher, ob sie richtig gerechnet hatten, selbst nachdem sie sich einig geworden waren. Schließlich konnten sie es kaum abwarten, ihre Expedition anzutreten.

»Wir müssen mucksmäuschenstill sein«, sagte Polly, als sie wieder am Wasserspeicher vorbeikletterten. Weil es so ein wichtiges Unternehmen war, nahmen sie jeder eine Kerze mit (Polly hatte in ihrer Höhle einen reichlichen Vorrat davon).

Es war stockfinster, staubig und sehr zugig, und sie stiegen von Balken zu Balken, ohne ein Wort zu sagen, bis auf ein geflüstertes »Jetzt sind wir bei *eurer* Dachstube« oder »Wir müssten jetzt zur Hälfte durch *unser* Haus durch sein«. Keiner von ihnen stolperte, und die Kerzen gingen nicht aus, und schließlich kamen sie an eine Stelle, wo sie zu ihrer Rechten eine kleine Tür in der Ziegelmauer sehen konnten. Auf dieser Seite hatte sie weder einen Riegel noch eine Klinke, denn die Tür war natürlich dazu da, um hereinzukommen, nicht hinaus; aber es gab einen Haken (wie er oft auf der Innenseite einer Schranktür zu finden ist), und sie waren sicher, dass es ihnen gelingen würde, ihn zu öffnen.

»Soll ich?«, fragte Digory.

»Ich bin dabei, wenn du dabei bist«, erwiderte Polly, genau wie sie es zuvor gesagt hatte. Beide hatten das Gefühl, dass es jetzt richtig ernst wurde, aber keiner wollte einen Rückzieher machen. Mit einiger Mühe löste Digory den Haken. Die Tür schwang auf, und das plötzliche Tageslicht ließ sie blinzeln. Dann sahen sie zu ihrem großen Schrecken,

dass sie nicht in eine verlassene Dachbodenkammer, sondern in ein möbliertes Zimmer schauten. Leer schien es allerdings zu sein. Es war totenstill. Pollys Neugier gewann die Oberhand. Sie blies ihre Kerze aus und trat hinaus in das seltsame Zimmer, wobei sie sich so leise bewegte wie ein Mäuschen.

Es hatte natürlich die Form einer Dachstube, aber eingerichtet war es wie ein Wohnzimmer. Die Wände waren bis in den letzten Winkel von Regalen bedeckt, und die Regale waren dicht gefüllt mit Büchern. Im Kamin brannte ein Feuer (wie gesagt, es war ein sehr kalter, feuchter Sommer in jenem Jahr), und vor dem Kamin stand mit der Rückenlehne zu ihnen ein hoher Ohrensessel. In der Mitte des Zimmers, zwischen dem Sessel und Polly, nahm ein großer Tisch den meisten Raum ein. Darauf stapelten sich alle möglichen Sachen – Bücher, auch solche mit leeren Seiten, in die man etwas hineinschreibt, und Tintenfässer und Federhalter und Siegelwachs und ein Mikroskop. Was ihr jedoch als Erstes auffiel, war ein leuchtend rotes Holztablett, auf dem einige Ringe lagen. Es waren immer zwei zusammen – ein gelber und ein grüner, dann ein kleiner Abstand und wieder ein gelber und ein grüner. Sie waren nicht größer als gewöhnliche Ringe, aber sie waren nicht zu übersehen, weil sie so funkelten. Es waren die wunderschönsten glänzenden kleinen Dinger, die man sich vorstellen kann. Wäre Polly nur ein kleines bisschen jünger gewesen, hätte sie den Wunsch verspürt, einen davon in den Mund zu stecken.

In dem Zimmer war es so still, dass man sofort das Ticken der Uhr bemerkte. Und doch stellte sie nun fest, dass es nicht absolut still war. Da war noch ein leises – ein ganz, ganz leises – summendes Geräusch. Wären Staubsauger in jenen Tagen schon erfunden gewesen, so hätte Polly es für

das Geräusch eines Staubsaugers in weiter Ferne gehalten – etliche Zimmer weit weg und etliche Stockwerke tiefer. Aber das Geräusch war angenehmer, der Ton musikalischer; nur eben so schwach, dass man es kaum hören konnte.

»Alles klar, es ist niemand hier«, sagte Polly über die Schulter zu Digory. Sie flüsterte jetzt nicht mehr. Digory kam blinzelnd zum Vorschein. Er sah ausgesprochen schmutzig aus – wie Polly auch.

»Das ist nicht gut«, sagte er. »Das Haus steht überhaupt nicht leer. Lass uns lieber abhauen, bevor jemand kommt.«

»Was glaubst du, was das ist?«, fragte Polly und deutete auf die farbigen Ringe.

»Jetzt *komm* schon«, sagte Digory. »Je eher –«

Er konnte nie beenden, was er sagen wollte, denn in diesem Moment geschah etwas. Der Ohrensessel vor dem Feuer bewegte sich plötzlich, und von ihm erhob sich – wie ein Geist im Theater, der durch eine Falltür in der Bühne aufsteigt – die furchterregende Gestalt Onkel Andrews. Sie waren überhaupt nicht in dem leer stehenden Haus; sie waren in Digorys Haus, in dem verbotenen Arbeitszimmer! Beide Kinder riefen »O-o-oh!« und erkannten ihren schrecklichen Irrtum. Es kam ihnen vor, als hätten sie die ganze Zeit wissen müssen, dass sie längst nicht weit genug gegangen waren.

Onkel Andrew war sehr groß und ausgesprochen dünn. Er hatte ein langes, glatt rasiertes Gesicht mit einer spitzen Nase, äußerst helle Augen und einen üppigen, zerzausten grauen Haarschopf.

Digory brachte keinen Ton heraus, denn Onkel Andrew sah tausend Mal erschreckender aus als je zuvor. Polly hatte noch nicht so große Angst; aber die bekam sie kurz darauf. Denn das Erste, was Onkel Andrew nun tat, war, hinüber zur Zimmertür zu gehen, sie zu schließen und den Schlüssel

herumzudrehen. Dann wandte er sich um, schaute die Kinder mit seinen hellen Augen an und lächelte, dass seine Zähne blitzten.

»So!«, sagte er. »Jetzt kommt meine närrische Schwester nicht an euch heran!«

Das war erschreckend anders als alles, was man von einem Erwachsenen erwartet hätte. Pollys Herz klopfte ihr bis zum Hals, und sie und Digory begannen sich rückwärts auf die kleine Tür zuzubewegen, durch die sie hereingekommen waren. Doch Onkel Andrew war zu schnell für sie. Er sprang hinter sie, machte diese Tür ebenfalls zu und stellte sich davor. Dann rieb er sich die Hände und ließ seine Knöchel knacken. Er hatte sehr lange, schön weiße Finger.

»Ich bin entzückt, euch zu sehen«, sagte er. »Zwei Kinder kommen mir jetzt gerade recht.«

»Bitte, Mr Ketterley«, sagte Polly. »Für mich ist fast Essenszeit, ich muss nach Hause. Lassen Sie uns bitte hinaus?«

»Nicht so schnell«, sagte Onkel Andrew. »Die Gelegenheit ist zu günstig, als dass ich sie mir entgehen lassen könnte. Ich brauche zwei Kinder. Wisst ihr, ich stecke gerade mitten in einem großen Experiment. Mit einem Meerschweinchen habe ich es schon probiert, und das hat offenbar funktioniert. Aber ein Meerschweinchen kann einem nun einmal nichts erzählen. Und man kann ihm nicht erklären, wie es wieder zurückkommen soll.«

»Hör mal, Onkel Andrew«, sagte Digory, »es ist wirklich Essenszeit, und man wird gleich nach uns suchen. Du musst uns hinauslassen.«

»Muss ich das?«, fragte Onkel Andrew.

Digory und Polly wechselten einen Blick. Sie wagten es nicht, zu sprechen, doch ihre Blicke sagten: »Ist das nicht

schrecklich?« und »Wir müssen tun, was er will.«

»Wenn Sie uns jetzt zum Essen gehen lassen«, sagte Polly, »könnten wir hinterher wiederkommen.«

»Ah ja, aber woher wüsste ich, dass ihr das auch tun würdet?«, erwiderte Onkel Andrew mit einem verschlagenen Lächeln. Doch dann schien er seine Meinung zu ändern.

»Aber nun gut«, sagte er, »wenn ihr wirklich gehen müsst, dann hilft es wohl nichts. Ich darf nicht erwarten, dass zwei Küken wie ihr Spaß daran habt, euch mit einem alten Esel wie mir zu unterhalten.« Mit einem Seufzen fuhr er fort: »Ihr ahnt ja nicht, wie einsam ich manchmal bin. Aber sei's drum. Geht nur essen. Aber ich muss dir ein Geschenk machen, bevor du gehst. Ich bekomme ja nicht jeden Tag Besuch von einem kleinen Mädchen in meinem muffigen alten Arbeitszimmer; schon gar nicht, wenn ich das sagen darf, von einer so entzückenden jungen Dame wie dir.«

Polly kam der Gedanke, dass er in Wirklichkeit vielleicht doch nicht verrückt sei.

»Möchtest du nicht einen Ring haben, meine Liebe?«, sagte Onkel Andrew zu Polly.

»Meinen Sie etwa einen von diesen gelben oder grünen?«, fragte Polly. »Wie schön!«

»Keinen grünen«, erwiderte Onkel Andrew. »Die grünen kann ich nicht verschenken, fürchte ich. Aber ich würde dir mit Vergnügen einen von den gelben schenken; mit meinen besten Wünschen. Komm und probier einen an.«

Polly hatte ihre Angst inzwischen völlig vergessen und war sicher, dass der alte Herr keineswegs verrückt war; und diese funkelnden Ringe hatten zweifellos etwas seltsam Anziehendes. Sie ging hinüber zu dem Tablett.

»Nanu!«, sagte sie. »Das Summen wird hier ja auf einmal lauter. Es hört sich fast so an, als ob es von den Ringen käme.«

»Was für ein ulkiger Gedanke, meine Liebe«, sagte Onkel Andrew lachend. Das Lachen hörte sich ganz natürlich an, doch Digory entging nicht der ungeduldige, fast gierige Ausdruck auf seinem Gesicht.

»Polly! Sei nicht dumm!«, rief er. »Fass sie nicht an!«

Es war zu spät. Noch während er sprach, streckte Polly die Hand aus, um einen der Ringe zu berühren. Und im selben Moment, ohne einen Blitz oder einen Lärm oder irgendeine Art von Vorwarnung, war Polly nicht mehr da. Digory und sein Onkel waren allein im Zimmer.